

Sammelberichte, Rezensionen und Referate.

I. Allgemeine Darstellungen.

Handbuch der Philosophie. Herausgegeben von A. Bäumler und M. Schröder. München und Berlin 1926, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. gr. 8^o.

Das Handbuch der Philosophie soll nach der Absicht der Herausgeber einen umfassenden und zuverlässigen Führer für alle Gebiete der systematischen Philosophie darstellen. Wollte man ein solches Werk aus den rein systematischen Beiträgen einzelner Denker der Gegenwart aufbauen, so würde sich, wie die Herausgeber mit Recht betonen, die vielverflochtene Problematik der gegenwärtigen Philosophie als widerspruchsvolle Buntheit widerspiegeln. Nur dadurch läßt sich eine gewisse Einheit erreichen, daß man bei allen Problemen, die die Gegenwart bewegen, an ihre Geschichte und ihre historischen Lösungsversuche anknüpft. „Vor den großen philosophischen Problemen der fortwirkenden Tradition wird sich das, was in den Bestrebungen der Gegenwart wesentlich ist, bewähren müssen.“ Dieser Auffassung der Herausgeber, die den lebendigen Zusammenhang der Philosophie der Gegenwart mit der Vergangenheit stets gewahrt wissen will, wird kein Freund der *philosophia perennis* seine Zustimmung versagen.

Das Werk ist nach systematischen Disziplinen geordnet. In vier Abteilungen soll es die abendländische Philosophie, deren Entwicklung in der Entfaltung der großen philosophischen Probleme und ihrer systematischen Lösungsmöglichkeiten besteht, gleichsam im Querschnitt aller Einzeldisziplinen darstellen. Die erste Abteilung enthält als Einleitung eine Philosophie der (griechischen) Sprache als das Fundament der abendländischen Begriffsbildung sowie die Grunddisziplinen: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik. Die zweite Abteilung gliedert sich in Philosophie der Natur, Philosophie des Geistes und Religionsphilosophie. Die dritte Abteilung bringt den Menschen in seinen verschiedenen geistigen Betätigungen und Verhaltensweisen zur Darstellung; die vierte Abteilung hat zum Gegenstand die philosophischen Prinzipien der objektiv vorliegenden Kulturgebilde und ihres Zusammenhanges. Innerhalb jeder Abteilung ist der Aufbau locker gehalten, sodaß jeder Beitrag selbständig für sich steht,

wie auch jede Abteilung für sich ein relativ geschlossenes Ganzes zu bieten sucht. In einer fünften Abteilung wird endlich der Versuch gemacht, den philosophischen Gehalt nichtabendländischer Kulturkreise auf systematische Weise zur Anschauung zu bringen. Es wird die Gedankenwelt des Orients (Vorderasien, Indien und China-Japan) untersucht und in seiner metaphysischen Eigenart dem abendländischen Denken vergleichend gegenüber gestellt.

Der Umfang des ganzen Werkes wird etwa 200 Druckbogen, der Umfang jeder einzelnen Abteilung somit etwa 40 Bogen betragen. Der 16seitige Bogen kostet *M* 0,70 (für Bezieher des Gesamtwerkes *M* 0,65). Die erste Lieferung erschien im März 1926, das Gesamtwerk wird bis Ende 1928 fertig vorliegen. Bisher sind erschienen von Abteilung I: *Die Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft* von H. Weyl (162 S.), die *Metaphysik der Natur* von H. Driesch (94 S.), *Logik und Systematik der Geisteswissenschaften* von E. Rothaker (172 S.). *Religionsphilosophie katholischer Theologie* von E. Przywara (104 S.). Von Abteilung III liegen vor die *Ethik des Altertums* von E. Howald (64 S.) und *der Neuzeit* von Th. Litt (184 S.).

Eine eingehendere Würdigung der einzelnen Beiträge, die soweit sie bis jetzt vorliegen, als wissenschaftlich wertvolle Leistungen anzusehen sind, wird demnächst im Philosophischen Jahrbuch erfolgen.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Die mathematische Methode. Logisch erkenntnistheoretische Untersuchungen im Gebiete der Mathematik, Mechanik und Physik. Von O. Hölder. Berlin 1924, Springer. Lex. 8. 564 S. 26,40 *M*

Das mit souveräner Stoffbeherrschung und hohem didaktischen Geschick abgefaßte Buch zerfällt in drei Teile. Der erste Teil bringt typische Beweise aus den verschiedenen Gebieten der Mathematik und schafft so das Material zur Stelle, durch dessen logische Analyse die Natur der mathematischen Methode abgeleitet werden kann. Der zweite Teil nimmt diese Analyse vor und kommt zu dem Ergebnis, daß das spezifisch Mathematische in gewissen arithmetisch-kombinatorischen Grundoperationen besteht, die nicht mit den Mitteln der formalen Logik abgeleitet werden können. Eine solche Ableitung ist deshalb unmöglich, weil sie selbst von arithmetisch-kombinatorischen Operationen Gebrauch machen müßte. Die Begriffe der Anzahl und der endlosen Folge werden im Gegensatz zu Frege, Peano,

Russel u. a. als mathematische Grundbegriffe hingestellt. Dabei scheint jedoch der Verfasser die Arbeiten Peanos und Freges nicht hinreichend gewürdigt zu haben. Er sagt (349): Ich gestehe, daß die umständlichen Symbolrechnungen, welche die Schriften von Peano und Frege sehr schwierig und ihr Studium sehr zeitraubend machen, mich abgehalten haben, genauer in diese Schriften einzudringen. Trotzdem glaube ich auf Grund allgemeiner logischer Ueberlegungen Grund zur Annahme zu haben, daß auch die Analyse dieser Untersuchungen die Ursprünglichkeit des Begriffes der Reihenfolge — der Sukzession — erkennen lassen wird, und daß dasselbe hinsichtlich aller in diesem Begriffsgebiet zu führenden Beweise gelten muß.“ Tieferes Eindringen in die Symbolrechnung speziell in die „Logistik“ dürfte bei Behandlung dieser Fragen unerläßlich sein. Was das Paradoxon des logistischen Urteilkalküls angeht: „aus jeder falschen Behauptung p folgt jede beliebige Behauptung q “, so sind die Ausführungen des Verfassers über „dieses Taschenspielerkunststück“ nicht einwandfrei. Er sagt: „Es wird zuerst die Aussage p behauptet, woraus dann eine Folgerung gezogen wird, nachher wird dann, mit der Begründung, daß p falsch gewesen sei, ohne daß die aus p gezogene Folgerung zugleich fallen gelassen würde, die gegenteilige Aussage p' behauptet. Daß man aber schließlich zu allen möglichen Folgerungen gelangen kann, wenn man eine Annahme p und gleichzeitig dazu die Annahme p' des Gegenteils macht, war im Grunde längst bekannt.“ Hierzu ist zu bemerken: Es wird hier weder die Wahrheit noch die Falschheit von p behauptet. Es wird nur behauptet: „Aus der Negation des Satzes p folgt, daß aus p der beliebige Satz q folgt“. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich ohne weiteres aus der Natur des „Folgens“ im Sinne der Logistik. „Aus p folgt q “ hat hier eben nur den Sinn: entweder ist q wahr oder p falsch. Dieser Satz ist aber immer wahr, wenn p falsch ist.

Bemerkenswert ist Hölders Stellung gegenüber dem Begriff des Kontinuums. Das Kontinuum kann nach seiner Meinung nicht arithmetisch erzeugt werden. Man kann darum auch nicht rein logisch beweisen, daß das Kontinuum mit seinen Axiomen niemals auf einen Widerspruch führen kann. Trotzdem will er nicht auf jene Gebiete der Mathematik verzichten, die vom Kontinuum Gebrauch machen. Er betrachtet darum das Kontinuum als eine Anschauung a priori, die keiner besonderen Rechtfertigung bedarf. „Wenn man überhaupt eine Form als reine Anschauung a priori im Sinne Kants oder als einer Art von platonischer Idee gelten lassen will, so dürfte sich dazu die Idee des einfachen Kontinuums eignen, aus der sich dann das zweifache, dreifache Kontinuum usw. deduktiv ableiten läßt“ (358).

Der dritte Teil behandelt den Zusammenhang der Mathematik mit der Erfahrung. Der Vf. zeigt hier, wie die Grundbegriffe der Geometrie aus

der Erfahrung „abstrahiert“ werden können. Was die gesetzmässigen Beziehungen zwischen Elementen betrifft, die in den Axiomen ausgedrückt werden, so sind einige unmittelbar durch die Begriffe gegeben, andere aber nach der Bildung der Begriffe durch Induktion gewonnen. Bei dieser Entstehung der geometrischen Begriffe ist ihre Anwendbarkeit auf die Erfahrung leicht begreiflich. Wir haben in der Geometrie eine gewisse „Abbildung“ der Erfahrung, indem den realen Elementen und Relationen bestimmte geometrische Elemente und Relationen entsprechen und dabei auf beiden Seiten dieselben Gesetzmässigkeiten bestehen. So ist es möglich, durch geometrische Deduktionen beobachtbare Realrelationen vorauszusagen. Aehnliches gilt von der Mechanik und der Physik. Ganz anders steht die Sache in der Arithmetik. Hier handelt es sich um lauter „rein synthetische“ Begriffe, die unserer eigenen Denktätigkeit entstammen, und es sind keine Axiome vorausgesetzt, die auf äussere Erfahrung Bezug haben. Infolgedessen sind hier alle Begriffe und Sätze genau so notwendig, wie es in der Geometrie auf Grund der gegebenen Begriffe und der Axiome die Lehrsätze sind. Es ist also die Arithmetik apriorisch, d. h. vor der Erfahrung wahr, während die Geometrie als aposteriorisch, d. h. auf Erfahrung beruhend, anzusehen ist.

An den dritten Teil schliessen sich noch zwei interessante Anhänge über „die Kunst der Untersuchung“ und über „Paradoxien und Antinomien“. Dabei wird betont, daß eine unendliche Menge von Elementen, falls es sich nicht um die Gesamtheit der Glieder der Folge selbst oder um die sämtlichen Elemente eines einfachen Kontinuums handelt, nur durch ein Gesetz definiert werden können, das eine endliche Zahl von Festsetzungen enthält, aus denen dann die unendlich vielen Elemente notwendig hervorgehen. Die nicht gesetzmässigen unendlichen Gesamtheiten stellen mathematisch nicht verwendbare, nicht klare und bestimmte Begriffe dar. In einem solchen Fall kann der Versuch über alle Elemente der Gesamtheit etwas auszusagen, zu einer Antinomie führen (556).

Das inhaltsreiche und leicht verständliche Buch dürfte für alle, die sich mit den logischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen der Mathematik und der exakten Naturwissenschaften beschäftigen, unentbehrlich sein.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Unser Wissen von der Außenwelt. Von B. Russel. Uebersetzt von W. Rothstock. Leipzig 1926, Meiner. gr. 8^o. VIII, 331 S. 10 *M*

Das vorliegende Werk des bekannten englischen Logikers und Mathematikers B. Russel sucht in acht Vorlesungen (im März und April 1914

als Lowell Lectures in Boston gehalten) an der Hand von Beispielen die Bedeutung der logisch-analytischen Methode für die Philosophie darzulegen.

Die erste Vorlesung handelt von den Tendenzen der gegenwärtigen Philosophie. Russel unterscheidet hier drei Richtungen: 1. die auf Kant und Hegel zurückgehende klassische Tradition, 2. den von H. Spencer von der Biologie auf die Philosophie übertragenen Evolutionismus, der heute in W. James und H. Bergson seine bekanntesten Vertreter hat und 3. den logischen Atomismus, dessen Methode in Anlehnung an die kritischen Untersuchungen der Mathematiker allmählich entstanden, einen ähnlichen Fortschritt in der Philosophie bedeute, wie er durch Galilei in der Physik hervorgerufen wurde: beweisbare Einzelergebnisse treten an die Stelle unbewiesener auf das Ganze gehender Behauptungen.

Die zweite Vorlesung handelt von der Logik als dem wesentlichsten Bestandteil der Philosophie. Er zeigt, wie die alte Logik von Bacon und Galilei durch die Einführung der induktiven Methode erweitert, zugleich aber mit der schweren Aufgabe belastet worden ist, den letzten logischen Grund der Induktion aufzudecken. Russel findet diesen nach eingehender Betrachtung der verschiedenen Möglichkeiten in dem Prinzip: Jeder Fall, in dem ein Gesetz zutrifft, vermehrt die Wahrscheinlichkeit seiner Richtigkeit auch in anderen Fällen. Die wichtigste Erweiterung hat die Logik jedoch in der mathematischen Logik oder Logistik erfahren, die von Boole angebahnt, von Frege und Peano weitergeführt, gegenwärtig zur Vollendung gelangt ist.

Ihre Bedeutung besteht nach Russel vor allem darin, daß sie uns in den Stand setzt, mühelos mit den kompliziertesten allgemeinen Begriffen zu arbeiten und uns die Mittel an die Hand gibt, schnell zu überblicken, welches Minimum von begrifflichem Material notwendig ist, um ein gegebenes logisches oder wissenschaftliches Gebäude zu errichten. Während die alte Logik ihre Aufgabe vor allem darin erblickte, Hypothesen, die *prima facie* möglich erscheinen, als unmöglich nachzuweisen, läßt die neue Logik die vorhandenen Hypothesen in der Regel bestehen, ja sie bereichert noch unseren Bestand an logischen Formen durch die Aufstellung neuer, auf anderem Wege gar nicht auffindbarer Möglichkeiten, die sich oft für die richtige Analyse des Tatsächlichen als unentbehrlich erweisen.

Wie die logisch-analytische Methode anzuwenden sei, will uns die dritte Vorlesung zeigen, welche den Titel führt: „Unser Wissen von der Außenwelt.“ Wir gehen aus von den Daten unseres Problems. Darunter haben wir alle für unsere Frage in Betracht kommenden Inhalte unseres Bewußtseins zu verstehen, die wir bei Beginn der Ueberlegung schon fertig in uns vorfinden. Es ist dies zunächst unsere Bekanntschaft mit den Gegenständen des täglichen Lebens: Möbeln, Häusern, Städten, anderen Menschen usw. Dazu kommt, was wir auf dem Wege über Geschichte, Geographie, die Zeitungen usw. erreichen. Ueber dem allen steht

endlich die Zusammenfassung dieses Einzelwissens durch die Naturwissenschaft, die ihre ungeheure Autorität der erstaunlichen Tatsache verdankt, daß sie imstande ist, die Zukunft vorzuberechnen.

Man muß nun unterscheiden zwischen den harten und den weichen Daten. Harte Daten nennt Russel solche, die der zersetzenden Wirkung der kritischen Reflexion standhalten, während die weichen diejenigen sind, die uns bei längerem Nachdenken mehr und mehr zweifelhaft werden. Die härtesten unter den harten sind die einzelnen sinnlich gegebenen Tatsachen, gewisse Tatsachen der Selbstbeobachtung und des Gedächtnisses, sowie die allgemeinsten logischen Wahrheiten. Wirklicher Zweifel an diesen Daten wäre pathologisch zu bewerten. Das Problem, um das es sich bei der Außenwelterkenntnis handelt, lautet nun: Kann die Existenz von irgend etwas außer unseren eigenen harten Daten aus der Existenz eben dieser Daten geschlossen werden? Die Prüfung dieser Frage führt zum Ergebnis, daß sich alle Tatsachen der Physik und des naiven Weltbildes durch Tatsachen der reinen Sinneserfahrung darstellen lassen. Das folgt schon aus dem Umstande, daß die Verifikation eines physikalischen Satzes stets in dem Eintreffen irgendeines erwarteten Sinnesdatums besteht, wird aber noch eingehender begründet durch den Nachweis, wie man aus den einzelnen „Perspektiven“, in denen der Psychologe die Erscheinungen vorfindet, einen „interperspektivischen“ Raum konstruieren kann, in den der Physiker die Erscheinungen einordnet.

Die vierte Vorlesung macht es sich zur Aufgabe, die Kluft zu überbrücken, die zwischen den Sinnesempfindungen und der Materie der Naturwissenschaft besteht. Hier zeigt Russel, daß es möglich ist, Reihen oder Klassen von Sinnesdaten aufzustellen, die den Atomen, Punkten und Zeitaugenblicken der mathematischen Naturwissenschaft entsprechen. Auf diese Weise erklärt es sich nach Russel, wie diese Wissenschaft auf die natürliche Welt anwendbar ist, obschon die Atome, Punkte und Augenblicke, mit denen sie arbeitet, unter dem wirklich Existierenden nicht anzutreffen sind.

Die fünfte Vorlesung behandelt die mathematische Kontinuitätstheorie. Russel zeigt hier, daß die weitverbreitete Meinung irrig ist, die Stetigkeit von Raum und Zeit werde zerstört, wenn man sie in Punkte bzw. Augenblicke auflöse. Er zeigt weiter, worin die Stetigkeit der Bewegung besteht und wie es möglich ist, Bewegung als solche wahrzunehmen. Das Schlussergebnis der Vorlesung lautet, daß das Tatsachenmaterial, das die Welt bei unmittelbarer Betrachtung bietet, mit der mathematischen Theorie des Raumes und der Zeit vereinbar ist und daß nichts nach einem Stetigkeitsbegriff verlangt, der von anderer Art wäre, als der in dieser Theorie enthaltene.

Die sechste und siebente Vorlesung entwickeln die Theorie des Unendlichen, die nach Russel zu den stolzesten Triumphen gehört, welche die

wissenschaftliche Methode in der Philosophie bisher errungen hat. Es wird hier die bekannte Russelsche Definition der Zahl gegeben (die Zahl der Glieder einer Klasse ist die Klasse aller Klassen, die der gegebenen Klasse gleich sind), der Unterschied zwischen den endlichen und unendlichen Zahlen dargelegt und eine Reihe von Einwänden zurückgewiesen.

Die achte und letzte Vorlesung behandelt den Begriff der Ursache und seine Anwendung auf das Problem des freien Willens. Sie kommt zum Ergebnis, daß der Begriff des strengen Kausalgesetzes mit universalem Geltungsbereich ein Ideal ist, daß möglicherweise wahr ist, von dem wir aber nicht wissen können, daß es wahr ist. Was wir mit Hilfe der empirischen Naturwissenschaft wirklich wissen, ist umschrieben durch die Tatsache, daß bestimmte, zu bestimmten Zeiten bestehende, konstante Verhältnisse zwischen den Gliedern einer Gruppe von Ereignissen beobachtet worden sind und daß es in den Fällen, wo diese Verhältnisse eine Ausnahme erleiden, gewöhnlich möglich ist, durch Erweiterung der Gruppe ein neues, konstanteres Verhältnis zu finden. Unser Wille ist frei, insofern unser Wollen das Ergebnis unserer eigenen Wünsche und nicht einer fremden Macht ist, die uns zwingt zu wollen, was wir lieber nicht wollen möchten. Nur in diesem Sinne ist die Freiheit des Willens für uns wertvoll; das Verlangen nach einer anderen Form der Freiheit beruht auf einer Unklarheit des Denkens.

Diese Inhaltsangabe zeigt mit aller Deutlichkeit die enge Verwandtschaft Russels mit E. Mach. Wie Mach so ist Russel bemüht, die Naturwissenschaft von allen metaphysischen Elementen zu reinigen mit Berufung auf den Okhamschen Grundsatz: *Entia non sunt multiplicanda sine necessitate*. In diesem Bestreben bedient er sich vor allem des „Prinzips der Abstraktion“. Das Wesen dieses Prinzips erklärt er folgendermaßen:

Auf Grund der Tatsache, daß der Besitz einer gemeinsamen Eigenschaft der Grund für das Bestehen einer transitiven symmetrischen Beziehung ist, ist man geneigt, überall da, wo eine solche Beziehung besteht, sie als Folge einer gemeinsamen Eigenschaft anzusehen. Nun zeigt es sich, daß die Klasse der Glieder, welche die genannte Beziehung zu einem gegebenen Gliede hat, alle die formalen Forderungen erfüllt, die an eine gemeinsame Eigenschaft aller Glieder der betreffenden Klasse gestellt werden. Da nun die Existenz der Klasse von Gliedern sicher ist, während andererseits die Möglichkeit besteht, daß die gemeinsame Eigenschaft illusorisch ist, so ist es nur ein Akt weiser Vorsicht, wenn wir an die Stelle der gemeinhin angenommenen gemeinsamen Eigenschaft die Klasse setzen, um so unnötige Annahmen zu vermeiden. Gibt es doch solche gemeinsame Eigenschaften, wie der Sprachgebrauch sie annimmt, so ist noch nichts verloren, denn wir leugnen sie ja nicht, sondern machen nur kein Hehl daraus, daß wir von ihrer Existenz nicht überzeugt sind.

Russel hat das von Mach aufgestellte Programm mit Erfolg durchgeführt. Er hat den Nachweis erbracht, daß es möglich ist, alle Tatsachen der Physik und des naiven Weltbildes durch Tatsachen der reinen Sinneserfahrung darzustellen.“ Es bleibt aber dabei unerklärt, wie es kommt, daß die hypothetische Annahme einer von den Sinnesempfindungen unabhängigen Körperwelt uns in den Stand setzt, ein ungeheures Tatsachenmaterial zu überblicken und zu keinerlei Folgerungen führt, die wir Grund haben für falsch zu halten. Wenn man aus der „Darstellbarkeit durch Tatsachen der reinen Sinnesempfindung“ den Schluß ziehen wollte, es gäbe keine von den Empfindungen unabhängige Außenwelt, so müßte man auch das Dasein unserer „Mitmenschen“ leugnen, da wir auch von ihnen nur durch Empfindungen Kunde haben. In der Tat sieht sich Russel zu dem Geständnis genötigt: „Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Gründe, die für die Existenz anderer seelischer Wesen sprechen, keine Beweiskraft haben können“ (128). Wenn er, um der Konsequenz des Solipsismus zu entgehen, auf den Erklärungswert und die praktische Unvermeidbarkeit der Hypothese fremden Seelenlebens hinweist, so gilt genau dasselbe auch für die Hypothese der „realen Außenwelt“.

Russels Philosophie verdient, als die scharfsinnigste und konsequenteste Weiterführung des Machschen Positivismus, die wir kennen, die besondere Beachtung der Logiker und Erkenntnistheoretiker. Sie werden manches von Russel lernen können, aber schließlich zum Resultate kommen, daß die Darstellung der ganzen Welt durch die Tatsachen der reinen Sinnesempfindung nicht der Weisheit letzter Schluß ist.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

III. Geschichte der Philosophie.

Mittelalterliches Geistesleben. Abhandlungen zur Geschichte der Scholastik und Mystik. Von M. Grabmann. VIII u. 585 S. in 8°. Max Hueber-Verlag, München. MCMXXVI. brosch. 20,80; geb. 24,80.

Gr. gibt in diesem außerordentlich dankenswerten Sammelbande eine Zusammenstellung von Aufsätzen und Abhandlungen zur Geschichte der mittelalterlichen Scholastik und Mystik, die in den verschiedensten Zeitschriften des In- und Auslandes verstreut sind. Dazu kommen zwei neue Abhandlungen, I. *Forschungsziele und Forschungswege auf dem Gebiete der mittelalterlichen Scholastik und Mystik* (1—49) und XII. *Eine mittelalterliche Uebersetzung der Summa Theologiae des hl. Thomas von Aquin* (432—439).

Es bedarf wohl keines Hinweises, wie dankenswert eine solche Sammlung gerade Grabmannscher Aufsätze für das Studium mittelalterlichen Geisteslebens ist. Denn mag man auch nicht ganz die Bemerkung des Vorwortes zugeben, daß diese Arbeiten „teilweise sehr schwer zugänglich“ sind, zumal doch nur 3 von den 17 in ausländischen Zeitschriften erschienen (VIII, X und XI), — die Zusammenfassung wird gleichwohl den meisten Forschern höchst willkommen sein. Das umso mehr, da die große Mehrzahl der Abhandlungen neu überarbeitet oder wenigstens ergänzt wurde, nämlich mit Ausnahme von III, VI und XV (und sozusagen II).

Welch' eine hervorragende Fülle von Forscherarbeit in diesen etwa 600 Seiten in konzentriertester Form uns geboten wird, das mag man schon aus dem einen Umstande ersehen, daß im Buche über 350 Handschriften aus aller Länder großen und kleinen Bibliotheken ausführlicher besprochen oder doch namhaft gemacht werden. Doch Gr. ist als bahnbrechender Forscher zu bekannt, als daß darüber noch ein Wort verloren werden müßte. Und doch zeigt erst wieder eine solche Sammlung, was von ihm neben seinen großen Werken an kleineren Abhandlungen in 20jährigem unermüdeten Arbeits- und Forschungseifer geleistet worden ist.

Rezensent würde es sich als Unbescheidenheit anrechnen, wollte er mit Kritik an Einzelheiten einem solchen „Fürsten der Forscher“ zu nahe treten; — etwa mit Druckfehlern, die jedem in die Augen springen, oder mit Wiederholungen, wie sie bei solchen Sammlungen zu leicht sich einstellen, oder mit Hinweis auf unterlassene Noten, die bei der Fülle des Gebotenen doch nur federschwer wiegen, mit Unterstreichung anderer Auffassung, als Verfasser sie vertritt, more communi den Erweis zu erbringen suchen, daß auch des Größten Leistung korrigiert und ergänzt werden kann.

Viel richtiger und gerechter ist es jedenfalls, ein solch einzigartiges Werk in seinen Vorzügen anzuerkennen. Und da glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß Gr.'s *Mittelalterliches Geistesleben* in der Bibliothek keines Mannes fehlen darf, der sich mit mittelalterlicher Kultur und ihrer Erforschung befaßt. Das gilt für den Lehrer wie für den Schüler; besonders aber für den letzteren. Ich wüßte wenigstens kein Buch, das einen Anfänger so vortrefflich in dieses Gebiet der Forschung, zumal über mittelalterliche Scholastik und Mystik, so leicht, so gründlich, so allumfassend einführen könnte, wie das hier zur Besprechung stehende. Es tritt Gr.'s Buch — will mir scheinen — in dieser Hinsicht unmittelbar neben die *Prolegomena* der Bonaventura-Ausgabe von Quaracchi. Es wird auf lange hin ein *standard-work* wie diese sein, im besten Sinne des Wortes. Für den Schüler und Anfänger wird dabei Gr.'s manchmal etwas sehr breite Art der Darstellung nur von Nutzen sein, wie sie etwa S. 297 ff. wieder in die Erscheinung tritt in der ausführlichen wörtlichen Wiedergabe des *Pro* und *Contra* für eine Ansicht.

Aber auch der erfahrene Forscher, auch der Lehrer, wird aus G.'s gesammelten Aufsätzen immer und immer wieder reichste Anregung ziehen. Welch erstaunliche Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur! Selbst auf nicht alltäglichen Gebieten. Ich verweise nur auf die IV. Abhandlung (über Sprachlogik), ein bislang gewiß noch sehr wenig durchforschtes Gebiet mittelalterlichen Geisteslebens. Auch sonst kann selbst der Fachmann immer wieder bei G. lernen. Wie glänzend wird z. B. der Beweis geführt für die Autorschaft Hugos von Straßburg für das *Compendium theologiae veritatis* (174 ff.).

Besonders wertvoll aber erscheint das Buch in der schier unerschöpflichen Fülle von Anregungen, die gegeben, und von Aufgaben, die der Forschung gezeigt werden; vor allem in dem originalen Aufsatz Nr. I (S. 4, 11, 17, 30, 44 ff.), aber auch sonst (z. B. 147¹, 221 u. a. O.)

Ein Verzeichnis der benutzten Handschriften (563—566), eine ausführliche Inhaltsübersicht (567—575) und ein Personenverzeichnis (576—585) beschließen die Arbeit. Zum allergrößten Leidwesen fehlt ein Sachregister, das doch eigentlich gerade für ein so inhaltreiches Buch unerlässlich ist.

Wir dürfen unserm Altmeister scholastischer Forschung herzlichst danken für seine überreiche Gabe. Viele werden sich an ihr schulen können.

Schloß Wechselburg.

H. Spettmann.

Fr. Petrus Johannis Olivi. Quaestiones in secundum librum Sententiarum. Quas primum ad fidem codicum mss. edidit Bernardus Jansen S. J. Ad Claras Aquas (Quaracchi). [*Bibl. Franc. Schol. Medii Aevi*, Tom. IV, V, VI.]

Vol. I. Quaestiones 1—48. (I—XIV; 1*—10*; 1—173 [1922])

Vol. II. Quaestiones 49—71. (I—XV; 1—644 [1924])

Vol. III. Quaestiones 72—118. (I—XLIV; 1—626 [1926])

Seit dem Jahre 1918 hat P. Jansen an verschiedenen Stellen in vortrefflichen Artikeln auf den „lange verschollenen Denker“ Olivi hingewiesen und schließlich in einer gediegenen Monographie „Die Erkenntnislehre Olivis“ (Berlin 1921) einer eingehenden Darstellung unterzogen. In ihr findet man auf S. XI eine Zusammenstellung der erwähnten Artikel. Mit jeder dieser Arbeiten mußte sich beim Forscher mittelalterlichen philosophisch-theologischen Lebens der Wunsch steigern, jenen ungeahnt bedeutenden mittelalterlichen Geist recht bald aus seinen Werken selbst kennen zu lernen.

Diesem Wunsche ist nun Erfüllungsmöglichkeit geworden. Nach 15 Jahren unermüdlicher Arbeit schenkt uns J. diese herrliche drei starke

Bände umfassende Textedition. Wir glauben es ihm gern, daß er „*conscientia teste sudori improbo non pepercit*“ (III. S. VIII). Aber wir dürfen dafür auch von Herzen gratulieren zu der glänzenden Leistung, die er zustande gebracht.

Denn das ist die vorliegende Textpublikation: ein glänzendes Zeugnis nicht nur unverdrossener Arbeit, sondern auch ganz hervorragenden Könnens. Eine wahre Musterarbeit auf diesem Gebiete. Das „*tenue et modestum officium*“ (I. S. XIV.) ist subjektiv eine liebenswürdige Bescheidenheit, objektiv eine grobe Unrichtigkeit.

Die Anlage der Bände ist im allgemeinen die gleiche: den Texten selbst gehen *Prolegomena* voraus, die teils mit den wichtigsten Problemen des einzelnen Fragenkomplexes, teils mit den Handschriften und den befolgten Grundsätzen bei ihrer Herausgabe bekannt machen. Im 1. Bd. wird zudem eine Titelzusammenstellung aller 118 Quästionen geboten (I. 1*—10*), die dann (wohl überflüssiger Weise) im 3. Bd. (618—626) wiederholt wird.

Im allgemeinen konnte J. sich in diesen *Prolegomena* darauf beschränken, — und er tat das auch — die Resultate seiner früheren Abhandlungen kurz aufs neue vorzulegen. Auch die ausführliche Einleitung des 3. Bandes (I—LIV) bietet nichts wesentlich Neues.

Die Textedition selbst verdient vollste und rückhaltlose Anerkennung. Die Fragen und Abhandlungen Olivis werden sehr übersichtlich geordnet, wichtige Stellen und Darlegungen durch Sperrdruck hervorgehoben. Ein doppelter Notenapparat unter dem Texte gibt einmal die verschiedenen handschriftlichen Lesarten und sodann die Verifikation der angeführten Zitate.

Im Variantenapparat beobachtet man überall den peinlich gewissenhaften Herausgeber. Selbst ganz selbstverständliche persönliche Korrekturen von offensichtlichsten Schreibfehlern werden angemerkt durch ein ex; einmal (allerdings mit Unrecht) sogar das Verschreiben (hier: Verzählen) nur angemerkt (I. 683). Sätze bleiben verstümmelt stehen (z. B. 711*) Als Grundlage des Textes wird der Cod. Lat. Vat. 1116 genommen (vgl. III. S. XXXVII), der ohne Zweifel diese Bevorzugung verdient und von J. für eine Abschrift der ursprünglichen Niederschrift oder des Diktates des 1297 zu Narbonne verstorbenen Verfassers gehalten wird. Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammend, ist er wahrscheinlich jünger als alle anderen Handschriften, die zum Vergleich und zur Korrektur herangezogen werden konnten und mußten. Unter diesen — sämtlich Borghesehandschriften — verdiente und erfuhr wieder Borghes. 358 besondere Berücksichtigung.

Von gleichem Fleiße und gleicher Gewissenhaftigkeit wie der Variantenapparat zeugen die Zitatverifikationen. Zwar muß es sofort auffallen, daß Olivi in der Anführung von „*Auctoritates*“ längst nicht so freigebig ist wie andere Scholastiker dieser Zeit. Aber immerhin blieb hier für J.

eine ungeheure Arbeit zu leisten. Und wie er sie geleistet hat, dafür mag die Tatsache zeugen, daß er einmal sogar (II. 177¹) eine noch nicht gedruckt vorliegende Stelle handschriftlich verifiziert. Nur selten ließ ihn sein Spüren im Stich. Eine (nicht vollständige vgl. I. 111⁸) Zusammenstellung dieser nicht nachgewiesenen Zitate findet sich III. 582.

Für die Anfügung der drei Fragen *De cognoscendo Deo* aus Borgehes. 358 u. 332, die J. (III. S. XLV ff.) begründet, wird man dankbar sein.

Besonderen Dank verdienen aber und der Nachahmung sehr wert sind die verschiedenen Register, die J. dem Schlußbande anfügt. Gerade bei Olivi wurden sie geradezu zu einer Notwendigkeit. Vielleicht werden sie manchem etwas umständlich erscheinen, aber Rezensent möchte mit dem Herausgeber hier lieber einem Zuviel als einem Zuwenig das Wort reden: „*Quod abundat, hoc non vitiat.*“

Die Nennung der Ueberschriften wird schon genügen, um darzutun, welch vortreffliche Dienste diese Uebersichten leisten können: A. Loci Sacrae Scripturae; B. Allegationes Sanctorum; C. Allegationes Philosophorum; D. Generales conspectus historici ipsius auctoris (Stellungnahme zu den Problemen der Zeit); E. Indoles speculativo-historica doctrinae Auctoris (Augustinismus, Aristotelismus etc.); F. Tabula rerum; G. Index generalis (quaestionum).

All diese Ueberblicke sind so sauber und so gründlich durchgearbeitet und gegliedert, daß sie dem Forscher nicht nur den Zugang zur reichen und lebensvollen Ideenwelt Olivis außerordentlich erleichtern, sondern ohne Zweifel auch für andere Texteditionen viel Arbeit im voraus leisten. Ich halte gerade sie für einen ganz besonders wertvollen Teil dieser bedeutenden Arbeit Js. Sie erinnern mich ganz unwillkürlich an Baumkers *Witelo* und seine Unentbehrlichkeit und an die nicht weniger unentbehrlichen Indices der Bonaventura-Ausgabe von Quaracchi.

Freilich, damit bin ich auch zu dem einen Manko bei J. gekommen, das ich schmerzlich empfinde, gerade bei Olivi, — neben dem sich doch vielleicht nur Roger Bacon als gleichwertig sehen lassen kann, wenn es sich um mittelalterliche Philosophie-Geschichte handelt. Bei den vielen verschiedenen Meinungen, die Olivi anführt, hätte jeweils der Hinweis auf einen oder mehrere bekannte Vertreter dieser Ansicht versucht werden sollen. Ich habe diese Methode in Anlehnung an die Quaracchianer eingehalten in meinen „*Johannis Pechami Quaestiones tractantes de anima*“ (Münster 1918). Ich bin der Ansicht, daß diese Hinweise bei keiner Textedition eines mittelalterlichen Denkers mehr unterlassen werden dürften. J. wäre es bei seiner eminenten Beherrschung dieses Gebietes sicher ein Leichtes gewesen, diese Hinweise zu bieten.

Allerdings geben in einem gewissen Umfange schon seine vortrefflichen Indices diese problemgeschichtlichen Verbindungslinien — wenn auch in anderer Form.

Möge es dem tüchtigen Herausgeber, dem begeisterten Restaurator eines zu Unrecht verschollenen großen Namens, vergönnt sein, noch manchen weiteren schönen Beitrag zur Kenntnis mittelalterlicher Philosophie beizutragen. Sein Name wird jedenfalls mit Olivis philosophiegeschichtlicher Auferstehung auf immer verknüpft bleiben.

Schloß Wechselburg i. Sa.

H. Spettmann.

Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik. Von Philipp Funk. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. München. 212 S.

Es ist sicherlich nicht ganz leicht, einer Arbeit völlig gerecht zu werden, deren Tendenz der von der Schreiberin dieser Zeilen vertretenen diametral entgegengesetzt ist. Ich glaube indessen, daß es mehr Sinn hat, diesen Gegensatz offen zuzugeben, und die Würdigung des vorliegenden Buches bewußt auf ihn zuzuspitzen, als sich krampfhaft zu völliger Objektivität zu zwingen. Denn ich bin mir bewußt, daß die Art meiner Einstellung keine rein persönliche ist, ebenso wenig wie die des Verfassers, den ich besprechen soll, sondern daß er und ich zwei typische Repräsentanten auseinandertretender Pole sind, und daß der Leser, der einen Hinweis auf das vorliegende Buch wünscht, den Charakter desselben vielleicht ebenso gut aus dem erkennt, was es angreift, wie aus dem, was es positiv bringt.

Zunächst sei hervorgehoben, daß eine Arbeit, die sich betitelt: „Von der Aufklärung zur Romantik“, erst im Schlußkapitel die Frage erörtert, was überhaupt Romantik sei, und daß gleichzeitig apodiktisch erklärt wird, es gäbe überhaupt gar keine Romantik. Und warum das? Weil die Bewegung zur Geschichte, die man vielfach als ihr Wesen angesehen, sich auch anderswo finde, ebenso wie die Wiederaufbaubestrebungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die deshalb nicht romantisch seien, weil sie nichts mit Artistischem und Literarischem zu tun hätten, und endlich, weil sie weit entfernt waren von der die Romantik charakterisierenden Subjektivität. —

So viele Behauptungen, so viele Widersprüche. Einmal soll es überhaupt keinen romantischen Seelentypus geben, und dann wieder wird dieser gleichgesetzt mit Artistentum und Subjektivismus. Ja, man muß schon etwas tiefer graben, um das Wesen einer Geistesverfassung zu erkennen, die so alt ist wie die Menschheit, und die nur um die Wende des 19. Jahrhunderts sich besonders stark geltend machte.¹⁾ Mit ein paar äußerlichen Merkmalen, die sicherlich zum Teil auch anderswo zu finden sind, ist es da nicht getan. Daß der Verfasser aber die Romantik als solche nicht gelten

¹⁾ Der Versuch zu dieser Würdigung wurde unternommen in einem Aufsatz: *Vom Wesen des romantischen Geistes* (*Die christliche Frau*, Juni 1926),

lassen will, soll hier nicht bloß im Interesse eben dieser Bewegung gerügt werden, sondern diese Haltung erscheint als charakteristisch für die Stellungnahme einer ganzen Kategorie von Forschern, die es alle prinzipiell ablehnen, vom Ganzen zu den Teilen zu gehen, und die eine Unzahl von Teilen zusammen addieren, um dann das Ganze — eben nicht zu finden. Vollends unberechtigt aber erscheint eine derartige Stellungnahme einer Bewegung gegenüber, die, wie die Romantik, nicht erst nachträglich vom Literaturhistoriker so benannt wurde, sondern die sich selbst als solche bezeichnete und mit dieser ausgesprochenen Tendenz eine Schule gründete. — Man kann aber Forschern von der Art Funks nur schwer beikommen. Gleichen sie doch im Grunde solchen, die da bestreiten wollten, daß ein Bergrücken, der sich vor unseren Augen in wagerechter Richtung erstreckt, wirklich eine horizontale Linie bilde, da, wenn man sich ganz dicht davor stellt, man gewahr werde, daß da Höcker und Vertiefungen seien. — Gewiß, und dennoch bildet er in der Hauptrichtung eine Horizontale. Es ist unleugbar, daß wir, um das Wesentliche einer Erscheinung, sei sie physischer oder geistiger Natur, zu erkennen, etwas Distanze zu ihr gewinnen müssen, und uns nicht mit dem Vergrößerungsglas direkt vor sie hinpflanzen dürfen.

Daß aber die ganze Erörterung über die Frage, ob es so etwas wie Romantik gebe, nicht vor, sondern hinter die Berichterstattung von Einzelheiten gerückt wird, macht es eigentlich notwendig, ein derartig komponiertes Buch zweimal zu lesen (und wer unterzieht sich dieser Mühe, wo es sich nicht um ein ganz hervorragendes Werk handelt!), da wir erst am Schluß erfahren, was der Verfasser eigentlich mit der Ueberlieferung von Einzelheiten beabsichtigte. Denn es muß entschieden zurückgewiesen werden, daß Tatsachen als solche schon beachtenswert sind. Das Leben bietet uns täglich eine so überwältigende Fülle von reinen Fakten, daß wir an ihnen ersticken würden, wollten wir sie nicht nach bestimmten Gesichtspunkten in uns aufnehmen, bezw. ablehnen.

Doch nun endlich zu dem Positiven der vorliegenden Arbeit. Sie umfaßt die — eben als Zwischenglied zwischen Aufklärung und Romantik oder als ein bisher zu wenig beachtetes Seitengebiet der literarischen Romantik erforschte Landshuter Gruppe, in deren Mittelpunkt Sailer steht. — Es ist sicherlich dankenswert, von ihm und seinem Kreise eine Fülle von Details zu erhalten, die eine fleißige Sammeltätigkeit uns hier erschließt. Ob es ganz ebenso wichtig ist, auch von allen Dozenten der Universität, die nacheinander aufgezählt werden, die genauen Lebensumstände zu erfahren, ist Auffassungssache. — Das Kapitel über „Die Jugendbewegung in Landshut“ liefert wiederum schätzenswertes Material.

Im Ganzen eine fleißige Sammelarbeit, der gegenüber aber dem Verfasser der sichere Instinkt fehlt für das, was zu sagen ist, und für das, was besser zu verschweigen wäre.

Dr. Käte Friedemann,

IV. Vermischtes.

Die Bedeutung der scholastischen Philosophie für das heutige medizinische Denken. Von Maximilian Sternberg. Berlin 1926, Gebrüder Bornträger. IV, 22 S. (Abhandlungen zur theoretischen Biologie. Herausg. Julius Schaxel. Heft 24.) *M* 1.80 (1926 gedruckt).

Mit besonderem Vergnügen zeige ich diese am Krankenbett im wissenschaftlichen Gespräch mit Assistenten entstandene Abhandlung eines nachdenkenden Arztes an, der im Krankenhaus Wieden wirkt. Das Motto aus Burckhards Weltgeschichtlichen Betrachtungen, das der Verf. voransetzt, stimmt in der Tat mit dem Ergebnisse überein, das sich jedem genauen Studium über die Nachwirkung philosophischer Systeme aufdrängt: „Die Einzelwissenschaften wissen oft gar nicht, durch welche Fäden sie von den Gedanken der großen Philosophen abhängen.“ Man denke nur an die Begriffe „Element“, „Substanz“, „Kraft“ in der neueren Chemie und Physik. Sehr richtig betont der Verf., daß heute noch die scholastische Ausdrucksweise im „klinischen Jargon“ fortlebt (2) und daß unsere Denkweise sehr von unserer Ausdrucksweise beeinflußt ist. Die alte Spruchweisheit enthalte für Theorie und Praxis der heutigen Medizin geradezu die metaphysischen und erkenntnistheoretischen Fundamente (3). Er beweist das durch vier allbekannte medizinische Regeln:

1. durch die teleologische Regel „nihil frustra facit natura“, für deren Wirkung er vor andern Harweys Entdeckung des Blutkreislaufs anführt, auch auf Flourens, Cl. Bernard, E. Mach verweist und deren Wert er durch die ungeheure Mühsamkeit der antiteleologischen Umdeutungen unter Nennung von F. Kraus' „Allgemeine und spezielle Pathologie der Person“ begründet.

2. Durch das logische Gesetz der Diagnosenbildung „principia non temere esse multiplicanda.“

3. Durch den Satz: „Denominatio fit a potiori.“

4. Durch den Satz: „Cessante causa cessat effectus.“

Man wird bei Medizinern selten solches Verständnis für historische und philosophische Fragen antreffen. Eines möchte ich dem Verf. nur zu bedenken geben: Er geht immer auf Thomas von Aquino zurück, freilich nicht ohne auch andere Scholastiker zu nennen (man wundert sich da, daß das angeblich occamsche „Entia non sunt praeter necessitatem multiplicanda“ nicht aufgeführt ist). Es wäre aber zu fragen, ob nicht Thomas aus der Tradition des Avicenna viel gelernt hat und ob nicht Avicenna für die Spätzeit der Vermittler ist. Thomas hat wie Albertus sehr viel aus Avicenna. Dessen medizinisches Hauptwerk muß noch im 17. Jahr-

hundert viel traktiert worden sein. Es findet sich in Universitätsbibliotheken vielfach (z. B. in Freiburg im Breisgau ist ein ganzes Bücherbrett mit dem Werk gefüllt). Auch Pietro von Abano wäre mit in Betracht zu ziehen. Endlich möchte ich auf die Arbeit von Heinrich, „Die wissenschaftliche Ueberwindung der Autorität des Galenus in der Renaissancezeit“ aufmerksam machen; trotz einzelner Fehlertheile über die Scholastik, die der Verf. der modernen Tradition entnehmen zu sollen glaubte, bietet die Schrift manches Belehrende. Mir ist sicher, daß Glisson auf seinen Reizbegriff von dem aristotelischen Substanzbegriff aus kam.

Adolf Dyroff.